

Là dove c'era l'erba ora c'è
Una città!
E quella casa in mezzo al verde ormai
Dove sarà?

Adriano Celentano. Il ragazzo della via Gluck

Früher war hier eine blühende Wiese,
an dieser Stelle ist jetzt eine kalte Stadt.
Und was wurde aus dem Haus im schattigen Grünen,
das uns einst so viel gegeben hat.

Nachdichtung des Autors

Neue Freunde

1.

Jakob Blumberg trat mit Wucht aufs Bremspedal. Im letzten Augenblick hatte er die schwankende Gestalt, die bei strömendem Regen völlig achtlos über die Straße lief, noch gesehen.

„Pass doch auf, du Idiot“, entfuhr es ihm. Der betrunkenne Mann hob entschuldigend die Hand, als er erschrocken weiterschwankte.

Jakob blickte ihm nach und drehte seinen Kopf zu dem Haus hin, das wie ein Schleier durch die Regenwand schimmerte: Mit Scheinwerfern angestrahlt war die Christophorus-Figur. *Hotel Alpenhof* stand in goldener Schrift über dem schmiedeeisernen Zaun vor dem Gebäude. Da Jakob die Übernachtungspreise des Hauses kannte, fuhr er weiter. Er konnte sie sich schlicht nicht mehr leisten.

Alles war an diesem Tag schiefgelaufen. Dazu das Gefühl, verlassen worden zu sein. Das kratzte an seinem Ego. Christina, seine Traumfrau, die er von München nach Frankfurt geholt hatte, der er dort alle Wege ebnete. Ohne ihn wäre sie in der Provinz gelandet.

Aber es gab da noch eine andere und die führte ihn wieder nach München. Sabine Kohlhoff hatte er vor einem Jahr in New York kennengelernt. Ihre Agentur startete damals das Consultinggeschäft in den USA. Sie beriet amerikanische Firmen, die in Europa investieren wollten.

Sabine Kohlhoffs Agentur hatte in diesem Bereich schon den Fuß in der Tür. Bei einem Empfang der Deutschen Handelskammer im Rockefeller Center lernten sie einan-

der näher kennen und verbrachten im Anschluss ein paar unbeschwerte Tage zusammen.

Danach hatten sie sich mehrfach wiedergesehen, zuletzt bei einer internationalen Konferenz in Lausanne. Er glaubte, die Beziehung vor Christina auch auf Dauer geheim halten zu können.

Aber Sabine wollte das nicht. Sie machte ihm ein Angebot: „Wenn du nach München kommst, wird alles gut, wenn nicht: Ich habe keinen Bock auf die ewige Zweitfrau!“

Als er an diesem Morgen von Frankfurt losgefahren war, hatte er geglaubt, ihr Angebot gelte noch. Aber er hatte sich getäuscht. Und auch für ihn war es nicht so einfach, von der einen Beziehung in die andere zu wechseln, wie er zuerst gedacht hatte.

Da gab es noch viel, was ihn mit Christina verband, vor allem sehr viele Erinnerungen, die mit München zusammenhingen: Mit Christina hatte er sein Leben teilen wollen, als er ihr vor nunmehr acht Jahren in Schwabing begegnet war. Schüchtern hatte sie damals auf ihn gewirkt. Kaum vorstellbar, dass ihre Agentur, die sie gerade gegründet hatte und deren Räume er in der Nacht nach einer wilden Party gesehen hatte, in dem Haifischbecken der international agierenden Business-Agenturen das Jahr überstehen würde. Er war einer dieser Haifische!

An dem Tag, der in ihre erste gemeinsame Nacht mündete, hatte Blumberg gerade für die Frankfurter *Agentur Rudeck*, für die er arbeitete, einen ziemlich dicken Fisch an Land gezogen, von dem die junge Münchner Kollegin auch gerne ein gutes Stück abbekommen hätte: ein Unternehmen, das Verpackungsmaschinen herstellte und auf einer Messe in München ausstellte.

Zusammen mit dem Geschäftsführer seiner Agentur und einigen Kollegen aus dem engeren Kreis zogen sie durch etliche Lokale, an die er sich am nächsten Morgen im Einzelnen nicht mehr so genau erinnern konnte.

Irgendwo auf diesem Weg durch die Nacht hatte sich Christina ihnen angeschlossen. An sie konnte er sich am nächsten Morgen noch erinnern, zumal er neben ihr aufwachte. Ihre Agentur befand sich in einem typischen Schwabinger Hinterhof. Offensichtlich war dort vorher eine Schreinerwerkstatt gewesen.

München war Blumberg an diesem Nachmittag, wo er so überstürzt aus Frankfurt geflohen war, fremd und abweisend vorgekommen. Die Massen in der Maximilianstraße schoben ihn vor sich her, bis er vor einer Kunstgalerie stand. *Neue Wilde-Gruppe SPUR* war auf dem Ausstellungsplakat zu lesen, das an der Galerietür hing. Jakob kannte aus Frankfurter Galerien einige der Maler, deren Werke hier ausgestellt waren. Den malerischen Gestus dieser Stilrichtung fand er übertrieben. Aber der Besuch der Kunstgalerie lenkte ihn wenigstens von seinen düsteren Gedanken ab.

Als Christina zu ihm nach Frankfurt gezogen war, gelang es Blumberg ziemlich schnell, sie für das Thema Kunst zu sensibilisieren. Es gab fast keinen Tag in der Woche und erst recht kein Wochenende ohne Kunsttermine. Das Galerienleben und die Kunstszene wurden ihnen zu einer gemeinsamen Welt. In ihren glücklichen Jahren fand in der Kunst ein Paradigmenwechsel statt. Die Provokationen der Achtundsechziger-Generation wurden nach wie vor begeistert bejubelt, aber andererseits erlebte die Malerei eine neue Renaissance. Werke von figurativem und erzählerischem Charakter wurden wieder akzeptiert. In der unmittelbaren Nachkriegszeit waren

solche Stilrichtungen verpönt. Durch die abstrakten und informellen Strömungen wollte sich die Westkunst deutlich von der des östlichen Teils Deutschlands abgrenzen.

Während der ersten gemeinsamen Jahre von Jakob und Christina wurde die Bankenstadt am Main immer mehr zur Kulturstadt. Die beiden ließen sich davon mittragen. Christina allerdings entdeckte dabei zunehmend den Unternehmensgewinn, der durch diese Entwicklung zu generieren war. Zusammen mit Rudeck und einer großen Versicherungsgesellschaft, die sie mit ins Boot nahmen, erarbeiteten sie ein Konzept für eine Kunstversicherung, die alle möglichen Schadensfälle in diesem Bereich abdeckte. Dieses Projekt, in das Blumberg nicht einbezogen war, entwickelte sich zu einer Erfolgsstory. Im weiteren Verlauf ihrer privaten Beziehung konnte er feststellen, dass sich die Entfremdung vergrößerte, je erfolgreicher die Versicherungsagentur wurde.

Auf die Idee, Kunst zur Basis eines lukrativen Geschäftsmodells zu machen, wäre Blumberg damals nicht gekommen. Zu dieser Zeit war Kunst für ihn etwas, das über dem Kommerz stand. Das war wahrscheinlich in seiner Biografie begründet. Er war in einem Dorf in Kärnten aufgewachsen, wo er kaum mit Kunst in Berührung kam. Erst im Internat lernte er die Werke bedeutender Maler kennen. Seine Lehrer förderten sein diesbezügliches Interesse sehr, besonders einer war darunter, der ihn zu Ausstellungen mitnahm. Dabei galt sein Hauptinteresse damals eher der Philosophie als der bloßen Ästhetik. Er las anspruchsvolle Literatur zu diesem Thema und begann, auch selbst Texte zu verfassen, die so anspruchsvoll waren, dass er damit sogar Jugendliteraturwettbewerbe gewann.

Nachdem Jakob die Matura bestanden hatte, ging er nach Wien und schrieb sich an der Kunstgeschichtlichen Fakultät ein. Doch von den Studieninhalten war er dermaßen enttäuscht, dass er schon nach einigen Semestern aufgab. Als er eine Weile planlos in Wien herumhing, nicht recht wissend, wohin ihn sein weiterer Lebensweg führen würde, ließ er sich von einem Freund überreden, nach Salzburg zu ziehen und dort an der Betriebswirtschaftlichen Fakultät einen Abschluss zu machen. Das schien ihm schon deswegen geboten, weil er kaum noch Geld hatte und seine Mutter ihm in den Ohren lag, doch endlich etwas Vernünftiges zu studieren. Sie würde ihm, das hatte sie versprochen, ein solches pragmatisches Studium finanzieren. Für die musischen Ambitionen ihres Sohns hatte sie, nebenbei bemerkt, von Anfang an sowieso nicht viel übriggehabt.

Jakob Blumberg absolvierte also ein Betriebswirtschaftsstudium und spezialisierte sich auf Marketing. Nachdem er in kürzester Zeit sein Studium abgeschlossen hatte, begann er bei Rudecks Agentur in Frankfurt. In der Anfangszeit war er sehr motiviert, ja überaus erfolgreich.

Jakob sah die strahlendhelle Einfahrt des *Hotels Alpenhof* noch im Rückspiegel. Über den Fernpass wollte er an diesem Abend nicht mehr fahren. Oben liege viel Schnee, hatte es im Wetterbericht geheißen. Der Lärchenwald im Schnee. Erinnerungen an die Kindheit, in denen er des Öfteren die Sommerferien bei der Tante in Innsbruck verbracht hat.

Weiter als bis Reutte wollte er an diesem Abend sowieso nicht. Dort, am Ortsausgang, war noch ein einsamer Gassigeher zu sehen. Der Hund schien wohl gerade die neuesten Nachrichten seiner Artgenossen zu erschnüffeln, als Jakob das Fenster herunterkurbelte und nach einem Hotel fragte.

Der Angesprochene beschrieb ihm den Weg zum *Gasthaus zur Mühle*, etwas verunsichert, ob das wohl das Richtige für diesen Herrn mit dem schwarzen *Porsche Targa 911* und dem Frankfurter Nummernschild wäre.

Der Gasthof lag außerhalb des Städtchens. Davor ein großer Parkplatz, auf dem nur wenige Fahrzeuge standen. Jakob nahm seinen Koffer und ging auf die erleuchtete Eingangstür zu. Ziemlich rustikal wirkte die Rezeption.

Der freundliche Wirt, froh darüber, an diesem Abend und bei dem scheußlichen Wetter noch einen Übernachtungsgast zu bekommen, reichte dem Ankömmling das Anmeldeformular und einen blauen Kugelschreiber. Jakob füllte es rasch aus. Dann zahlte er gleich, denn er wollte am nächsten Morgen weiterfahren. Fünf Hundertschillingscheine blätterte er auf den Tisch und ließ sich nichts rausgeben. Der Wirt nickte dankbar und händigte dem Gast den Schlüssel aus.

Müde war er von der anstrengenden Fahrt und frustriert von den vielen Enttäuschungen, die ihm der Tag gebracht hatte, aber er hatte auch Hunger. Beim Hinaufgehen vernahm er den Lärm, der aus der Gaststube drang, und aufgrund der Küchengerüche folgerte er, dass es noch etwas zu essen gab.

Das Hotelzimmer war spartanisch eingerichtet. Kein Telefon, kein Fernsehapparat. Ein Kruzifix hing in der Ecke über einem Tisch, der wahrscheinlich aus der Wohnstube eines Gebirgsbauernhofes stammte. Jakob wusch sich am Handwaschbecken das Gesicht und holte die Zahnbürste aus dem Kulturbeutel. Ein eigenes Badezimmer gab es hier nicht. Draußen auf dem Gang war die Gemeinschaftsdusche.

Die Gaststube war gut besucht, obwohl es mitten in der Woche war. Als kitschig hätte Christina wohl die vor-

weggenommene Weihnachtsdekoration empfunden und die alpinen Szenen, mit denen die Wände bemalt waren, ebenfalls, obwohl die sicher schon ein Jahrhundert auf dem Buckel hatten.

Jakob nahm an einem Tisch aus schwerem Eichenholz Platz und bestellte ein Glas Veltliner.

Am Nachbartisch redeten die Leute über irgendein sportliches Großereignis in Innsbruck, das Millionen verschlingen würde und die Natur ruiniere. Sie echauffierten sich darüber so intensiv, dass sie den neu eingetretenen Gast zunächst gar nicht bemerkt hatten.

Jakob grüßte freundlich in dem ihm bekannten Dialekt. „Ah, ein Kärntner“, erriet einer der Stammtischbrüder. Irgendwie fühlte sich Jakob an diesem Ort wie zu Hause.

Nach dem zweiten Glas Veltliner ging es ihm auch seelisch besser. Die Gedanken an Christina schmerzten nicht mehr so sehr. Jahre voller Zuneigung und Leidenschaft. Erst in den letzten vier Wochen hatten sich die unterschwellig gewachsenen Schwierigkeiten in eine tiefe, die Beziehung gefährdende Sprachlosigkeit verwandelt.

Angefangen hatten diese Spannungen auf beruflicher Ebene. Sie lebte viel zu sehr für den Beruf. Die Kunstversicherung war geschäftlich gesehen zu einem richtigen Knaller geworden. Im Vergleich dazu hinkte er hinterher. Misserfolge häuften sich. Das warf Christina ihm einmal wie aus heiterem Himmel vor, und das nicht ohne Grund, wie Jakob vermutete.

Rudeck, so erzählte sie ihm auf Nachfrage, habe sie zu sich bestellt, um mit ihr ein Gespräch zu führen: Jakob brächte in den letzten Monaten überhaupt nichts mehr und mache nur noch Mist, habe sich der Chef beklagt. „Habt ihr

Krach? Geht doch mal zu einer Therapie oder macht mal getrennt Urlaub“, habe er vorgeschlagen. Aber so wie jetzt könne es keinesfalls bleiben, die Agentur verliere durch Jakob einen Kunden nach dem anderen!

Erfolg, Geldverdienen, teure Markenklamotten, schicke Urlaube, Lifestyle, das waren die Maximen in Christinas Leben. All dies hatte sie jetzt vor ihren geistigen Augen in Staub zerfallen sehen. Sie war eben eine richtige Young Urban Professional, das wusste er ja. Aber die Konsequenz aus dieser Erkenntnis war ihm erst klar geworden, als er selbst im gnadenlosen Konkurrenzkampf um den höchstmöglichen Erfolg nicht mehr mithalten konnte.

Die Bedienung brachte ihm die von ihm bestellte Portion Käsespätzle mit Röstzwiebeln und wünschte ihm freundlich einen guten Appetit. Gut, er hatte seinen Job verloren, aber er würde wieder einen neuen finden, bilanzierte er. Rudecks Werbefirma war ihm egal. All diese großkotzigen Leute, die ununterbrochen von der Arbeit redeten, von irgendwelchen Großprojekten, die angeblich kurz vor dem Abschluss stünden, noch zwei, drei Tage! Dann wieder Golfplatz, Miami Beach oder New York, kennst du das *Abacon* in New York City? Jakob kannte es. Etliche Jahre hatte er gut mithalten können. Die Jungs beneideten ihn.

Aber dann fühlte er sich auf einmal wie ausgebrannt. Er stand neben sich und hörte sich selbst bei seinen eigenen Gesprächen zu, wie ein Fremder. „Was machst du da eigentlich“, fragte ihn sein Alter Ego, ihm kopfschüttelnd gegenüberstehend.

Und mit einem Mal fühlte sich Jakob seinem Job nicht mehr gewachsen. Jetzt, mit seinen Selbstzweifeln, stand er da wie ein Häuflein Elend. Großaufträge, die er bis dahin

souverän an Land gezogen hatte, gingen an die Konkurrenz. Treue Kunden, die jahrelang mit dem Hause Rudeck verbunden waren, kündigten die Verträge.

Jakob verhielt sich nicht mehr rollengerecht und hatte sein Ziel aus den Augen verloren. An kleinen Beispielen wurde das deutlich. Direktor Schröder, ein Großkunde. Bis dahin hatte er ihn immer beim Golfspielen gewinnen lassen. Aber ab einem gewissen Zeitpunkt zog er ihn gnadenlos ab.

„Wie können Sie das machen?“, hatte ihn Rudeck angebrüllt. „Schröder, wo Sie doch ganz genau wissen, dass der nicht verlieren kann.“

„Aber er spielt doch so erbärmlich schlecht“, führte Jakob zu seiner Verteidigung an, dabei wusste er ganz genau, dass er nie besser gespielt hatte als an jenem verdammten Tag.

Es half alles nichts und Jakob war seinen Job nun endgültig los. Darüber war er nicht einmal sonderlich traurig. Damals glaubte er noch, in der Branche über Netzwerke zu verfügen und dass er mit Kusshand überall unterkommen würde. Einen neuen Job zu finden, so war seine feste Überzeugung, sei für ihn kein Problem. Aber er täuschte sich. Mittlerweile gehörte er mit seinen über vierzig schon zum alten Eisen. Die Jungen, die nachrückten, machten ihm seinen Platz streitig.

Doch am allermeisten ärgerte er sich über Christinas Reaktion, als sie nach ein paar Tagen von ihrer Geschäftsreise nach Hause kam und ihn, wie sie es empfand, untätig herumsitzen sah. Es gab gleich einen Riesenstreit, die Kredite, die Pläne, die täglichen Ausgaben, die ins Unermessliche gestiegen waren. Und zwei Tage nach dem Streit machte sie tatsächlich Schluss. Das war für sie ganz einfach gewesen,

trotz der Jahre und der schönen Zeiten, die sie zusammen genossen hatten.

Mir nichts, dir nichts hatte sie ihn abserviert, wegen eines Schweizers, wie er herausbekommen hatte: Anlageberater bei einem Bankhaus, für internationale Immobiliengeschäfte zuständig. Von heute auf morgen war sie bei ihm eingezogen. Es hatte ihn kalt erwischt, als er von einem Vorstellungsgespräch hoffnungsfroh nach Hause gekommen war. Er hätte bei dieser neuen Stelle zwar deutlich weniger verdient als bei Rudeck, aber, wie ihm die Personalchefin zu verstehen gab, gute Karriereaussichten.

Christinas Kleiderschrank war ausgeräumt. Auch vom Geschirr hatte sie einiges mitgenommen. Bevor sie gegangen war, hatte sie in der Wohnung noch Ordnung geschaffen.

Als er die Küchenabfälle, die noch im Abfalleimer lagen, in den Hof hinunterbrachte, sah er seine Fotografie im Müll liegen. Zwei Jahre lang hatte sie auf dem Nachttisch neben ihrem Bett gestanden. Sie hatte sich noch nicht einmal die Mühe gemacht, den Bilderrahmen zu entfernen, sondern sie samt Rahmen einfach weggeschmissen. Eine alte, leicht grün verschimmelte Kaffeefiltertüte mit Kaffeesatz drin lag obendrauf.

Das war zu viel für ihn. Als er sein Foto so jämmerlich im Abfall liegen sah, begann er, die ganze verlogene Gesellschaft dieser Young Urban Professionals, zu denen er bis vor Kurzem noch selbst gehört hatte, abgrundtief zu hassen. Er bekam Heimweh nach Kärnten, Sehnsucht nach den unbeschwertesten Tagen seiner Jugendzeit, nach dem Glück unverstelter Menschen und nach dem schroffen Tal der Drau.

Nachdem er den Mülleimer in die Küche zurückgebracht hatte, packte er ein paar notwendige Sachen ein, setzte sich

ins Auto und fuhr los. Die Silhouette Frankfurts verschwand hinter ihm im morgendlichen Dunst. Er trat auf das Gaspedal seines schwarzen *Porsches Targa 911* und fühlte sich freier. Am Nachmittag erreichte er München.

„Gibt es noch einen Weg zurück?“, hatte er auf der Fahrt überlegt. In München parkte er in der Tiefgarage unter dem Marienplatz. Am Ausgang stand damals ein Münzfernsprecher. Das war einer der letzten, der in der Zeit der iPhones abgebaut werden würde. Zu unterschiedlichen Zeiten kam Jakob später daran vorbei und erinnerte sich in wechselnden Stimmungslagen an jenen schicksalhaften, verregneten Herbsttag, als er hoffnungsfroh und erwartungsvoll Sabines Nummer wählte. Ein knappes Jahr davor hatte sie ihm angeboten: „Wenn du nicht mehr in Frankfurt bleiben möchtest, besuch mich doch in München. Ich kann immer etwas für dich tun.“

Das war in New York. Damals hatten sich die beiden gerade kennengelernt. Das hatte er Christina verschwiegen, erst recht die Umstände ihres Kennenlernens.

Das winterliche New York. Ein eiskalter Wind wehte über die Bay. Sie drückten sich eng aneinander, als sie abends durch Manhattan schlenderten.

Sabine war außer Haus. Die Sekretärin tröstete ihn und fragte, wo Sabine ihn denn erreichen könne. Später rief Jakob zurück und hinterließ die Telefonnummer des Cafés, in dem er zu warten gedachte.

Nachdem er aufgelegt hatte, ging er an seinen Tisch zurück, wo er bereits seine Tasche abgestellt hatte. Die Bedienung kam und nahm seine Bestellung auf. Einen Milchkaffee. Sie schaute ihn freundlich an und fragte erwartungsvoll: „Noch etwas?“ Er verneinte.

Dann ging sie zur Theke zurück. Ihr Blick, den sie ihm zuwarf, als sie ihm das Getränk brachte, verriet deutliches Interesse an einem weiterführenden Gespräch. Aber er fühlte sich außerstande, darauf einzugehen. Das Telefon klingelte. Sie hob ab, meldete sich, drehte den Kopf zu ihrem einzigen Gast und gab ihm ein Zeichen.

„Hallo, wie geht’s?“, fragte Sabine interessiert. Jakob berichtete, wie es ihm in den letzten vier Wochen ergangen war, und redete dabei, weil er Sabine für eine Freundin hielt, ziemlich offen. Er beschönigte wenig. Doch bemerkte er bald, welchen Eindruck er damit auf sein Gegenüber machte.

„Ach so“, sagte Sabine halblaut, mehr zu sich als zu ihm, und schließlich: „Hmm, hmm“.

Im Anschluss daran hatte er das Gefühl, dass sie ihn abwimmeln wollte. „Schade“, sagte er schließlich, „dann sehen wir uns ein anderes Mal, wenn ich wieder in München bin.“

„Ja, ganz bestimmt“, erwiderte Sabine und legte den Hörer erleichtert auf.

„Wir zahlen für Innsbruck, aber Innsbruck ist nur eine Stadt unter anderen Städten in Tirol. Wir sind immer die Blöden und die Innsbrucker sahen ab!“, hörte Jakob vom anderen Tisch herüberschallen. Er ließ sich indes seine Käsespätzle schmecken, denn seit dem Morgen hatte er noch nichts gegessen. Die Bedienung brachte ihm ein weiteres Glas Grünen Veltliner. Das hatte er gerade bis zur Hälfte ausgetrunken, als die Wirtshaustür mit einem lauten Geräusch aufgestoßen wurde.

„Ich bin Vittorio vom Fass und bringe den Rotwein über den Brennerpass!“, verkündete eine Stimme. Sie gehörte zu einem Mann, der tatsächlich die runde Körperform eines

Fasses hatte, dazu ein gutmütiges Gesicht mit Stoppelbart und eine große, leicht gerötete Nase.

Die Stimme hatte einen warmen, weichen Baritonklang. Der Akzent, unverkennbar italienisch. Jakob hörte gleich heraus, dass dieser Mann gerne und kultiviert sang, eine Ahnung, die sich in ihrer weiteren Bekanntschaft auch bestätigen sollte.

Der Wirt, der hinter der Theke stand, horchte auf. Sein ernstes Gesicht verzog sich zu einem freundlichen Grinsen. „Ah, der Italiano! Die Kellertür steht offen. Fünfzig Liter habe ich bestellt, Franz soll dir helfen. Franz!“, brüllte der Wirt durchs Lokal. Ein junger Mann von der Stammtischgruppe am Nebentisch erhob sich und ging mit dem Weinhändler hinaus.

Nach einer kurzen Weile kehrten die beiden ins Lokal zurück. Franz setzte sich wieder auf seinen alten Platz am Stammtisch. Das Gespräch über die Raffgier der Innsbrucker nahm seinen weiteren Verlauf. Der Italiener ging indes zu Jakobs Tisch, weil er sich offenbar nicht in Stammtischgespräche einbringen wollte. „Gestatten, der Herr, dass ich mich zu Ihnen setze?“ Jakob gestattete.

„Vittorio Verazino“, stellte sich der Fremde vor.

Eine Weile schaute er lächelnd vor sich hin. „Ich handle mit Wein und mit Kunst“, fügte er schließlich erklärend hinzu. Vittorio hatte dunkles, schon etwas schütteres Haar. Das markige Profil, das ihn in seinen Jugendjahren wohl ausgezeichnet hatte, war noch deutlich zu erkennen. Als die Bedienung kam, die ihn ebenfalls schon lange zu kennen schien, bestellte er ein Wiener Schnitzel mit Reis und einen Schoppen Veltliner.

„... na ja, die Kunst“, sinnierte Vittorio, nachdem er seine Bestellung aufgegeben hatte. „Ich handle mit Kopien großer Maler des neunzehnten Jahrhunderts. Vor allem mit solchen von den Werken der Meister der Düsseldorfer Akademie, aber seit Neuestem auch mit Originalen von zeitgenössischen Künstlern. Während ich mit Klassikern schon seit Langem im Geschäft bin, sind die Originale der Zeitgenossen für mich ein neues Gebiet, wo ich noch Erfahrung sammeln muss. Bis jetzt habe ich in diesem Bereich, ehrlich gesagt, nur Verluste gemacht. Mein Künstler malt solche bizarren Figuren, Deformationen nennt er das. Das sei modern, meint er. Aber die meisten meiner Kunden in Deutschland wollen lieber die abstrakten Maler. Die habe ich allerdings nicht in meinem Programm. Mit denen kann ich noch weniger anfangen als mit Claude André Lazienkis deformierten *Figuren*.“

Der Wirt konnte sich endlich von seiner Theke freimachen und begrüßte den Gast noch einmal überschwänglich. „Vittorio Verazino, welche Freude, dich hier zu sehen.“ Der so freundlich Gegrüßte erhob sich feierlich, fixierte den Wirt ein paar Minuten ruhig mit den Augen, verbeugte sich theatralisch. „Ganz meinerseits!“

Dann setzte er sich wieder. Die beiden wechselten noch ein paar Sätze. Der Wirt wollte wissen, wo man in der Toskana, woher Vittorio offensichtlich stammte, am besten Urlaub machen könne. Vittorio erzählte von einem Städtchen namens Greve. Da seien die Weine am besten, die Menschen am freundlichsten, die Gerichte am schmackhaftesten, und außerdem habe er dort eine Ferienwohnung, die er gerne vermieten würde.

In der Zeit, in der unsere Geschichte spielt, war die Toskana noch ein Landstrich für Italienliebhaber und Kunstkenner. Weit entfernt vom Massentourismus gab es dort zauberhafte, verwunschene Städtchen zwischen den wundervollen Hügellandschaften mit Zypressenalleen und Pinienbäumen. Die Toskana war noch eine Entdeckung und für viele eher ein Mythos als eine reale Landschaft, so auch für Jakob Blumberg. Und er überlegte, während Vittorio so begeistert von der Toskana schwärmte, auch einmal dorthin zu reisen, nicht ahnend, dass er gerade in diesem Moment schon auf dem Weg dorthin war.

„Deformation, das ist alles nicht so ganz neu. Picasso wurde damit berühmt. Und die neue Figuration in Deutschland, die gibt es schon seit vielen Jahren und kommt jetzt wohl offensichtlich auch in der Provinz an“, gab sich Jakob Blumberg weltmännisch, nachdem der Wirt wieder zu seiner Theke zurückgekehrt war.

„In München ist zurzeit eine große Ausstellung der *Gruppe SPUR*. Vor zwanzig Jahren war das noch etwas Neues. Heute hängen diese Bilder bei jedem Spießler im Wohnzimmer anstelle des röhrenden Hirschs von früher!“

Vittorio lachte. „Eben von derselben Art sind auch die Bilder, die ich im Wagen habe. Mein Maler lebt sogar in München. Claude André ist übrigens ein Nachkomme der Lazienskis, die in der österreichischen Geschichte mal eine Rolle gespielt haben. Ich kann Ihnen nachher einige der besten Werke dieses Meisters zeigen. Die bringe ich gerade nach Mailand. Dort, in einer der größten Galerien der Stadt, ist eine Ausstellung geplant. Ich bin einmal gespannt, was sie davon halten. Sie scheinen ja ein Fachmann auf dem Gebiet der zeitgenössischen Kunst zu sein.“

„Der Name Lazieski hört sich polnisch an, kommt er aus Polen?“, wollte Jakob wissen.

„Die Familie schon, aber seine Vorfahren hatten sich in Wien niedergelassen und standen in österreichischen Diensten. Claude André ist ein direkter Nachfahre des berühmten Grafen Vladislav Igor Lazieski, ein Mitstreiter von Josef Wenzel Radetzki im Kampf gegen Piemont-Sardinien. Die Schlacht von Solferino – ein sehr wichtiges Ereignis in der Geschichte der Befreiung Italiens. Die Lazieskis standen dabei auf der Seite der Gegner der italienischen Einheit.“

„Und trotzdem traut er sich, in Mailand auszustellen?“, scherzte Jakob.

Vittorio lachte: „Das mit den Österreichern ist schon lange her, und auch heute gibt es in Mailand immer noch Familien, die der Habsburger Zeit in Oberitalien nachtrauern. Aber in deren Welt passt mein Lazieski leider wegen seiner Deformationen auch nicht so recht. Diese wollen lieber den schönen Schein der heilen Welt unter Franz Josef.“

Vittorio erzählte weiter. „Ihnen, da bin ich mir ziemlich sicher, werden Lazieskis Werke gefallen. Wir schauen sie nachher mal an, wenn Sie mögen, und trinken dazu ein Glas Chianti. Er kommt aus Greve von meinem eigenen Weinberg. Da können Sie einmal probieren, wie dieser Wein in seiner originären Ausbauf orm tatsächlich schmeckt.“

Nachdem die Kellnerin die Teller abgeräumt hatte und die Rechnungen bezahlt waren, gingen die beiden über den dunklen Parkplatz zu einem großen Lieferwagen. Jakob blickte in einen ordentlich aufgeräumten und mit Regalen unterteilten Innenraum.

„Kennen Sie Oswald Achenbach?“, fragte Vittorio. Da musste Jakob passen. Für die Düsseldorfer Malerschule hatte er sich noch nie sonderlich interessiert.

„Für ein Original von ihm“, klärte Vittorio auf, „werden in Deutschland zurzeit zwischen 120.000 und 180.000 D-Mark bezahlt. Achenbach war einer der großen deutschen Maler des neunzehnten Jahrhunderts. Er lehrte an der Düsseldorfer Kunstakademie und traf mit seinen Italienbildern wohl genau den Geschmack des Publikums zu seiner Zeit. Italien war damals groß in Mode und wurde von der bürgerlichen Oberschicht aus aller Welt bereist. Von Deutschen ganz besonders gern, zumal es historisch enge Verbindungen zwischen den Deutschen und den Italienern gibt.“

Teile Oberitaliens gehörten im neunzehnten Jahrhundert sowieso noch zu Österreich-Ungarn. Es wurde Deutsch gesprochen und selbst in Rom gab es deutsche Künstlergemeinschaften: *Die Nazarener*.

Die ließen sich die Haare wachsen und fühlten sich wie Jesus. Und nicht zu vergessen, Goethes Italienreise. Er bereiste Italien und fühlte sich wie in Griechenland. Italienmotive wurden infolgedessen sehr begehrt. Die Gebrüder Achenbach – neben Oswald, Andreas – lagen da voll im Trend. Außer den Genreszenen, die das Leben des einfachen Volkes romantisch verklärten, liebte das Publikum die großen pathetischen Gemälde der beiden Künstler. Die sind auch heute noch beim Publikum besonders gefragt und man kann selbst gute Kopien zu ordentlichen Preisen verkaufen.“ Bei diesen Worten bückte sich Vittorio und nahm einige Gemälde aus dem unteren Regal.

„Das sind übrigens echte Lazienkies.“

Bilder wie diese hatte Jakob schon vor zehn Jahren in Frankfurt gesehen, also keineswegs Neuentwicklungen,

wie Vittorio sie anpries. Diese Art der Malerei gab es bereits lange vor Lazienski, stellte Jakob für sich fest.

Als er so schweigend dastand und konzentriert schaute, ohne etwas zu sagen, wurde der Italiener zunehmend unruhig. Sie waren mittlerweile beim Du angelangt. „Würdest du dir so was ins Zimmer hängen?“, fragte der Kunsthändler rhetorisch und fügte hinzu: „Ich selbst stehe ja eher auf Oswald Achenbach. Aber so schön diese Malerei auch ist, sie hat keine Zukunft mehr. Es gibt immer weniger Menschen, die noch ein Auge für die Schönheit der Malerei haben.“

Ich bin Geschäftsmann. Deshalb muss ich mich neu aufstellen. Lazienski steht bei mir unter Vertrag. In Deutschland habe ich zwar erst ein paar Galeristen, die es, wie sie sagen, einmal mit ihm probieren wollen und ein paar Werke von ihm in Kommission genommen haben. Hoffentlich wird sich die Nachfrage nach seiner Ausstellung in Mailand noch erhöhen.“

Vittorio nahm zwei Gläser aus dem Regal und holte eine Flasche aus einer Kiste. „Das ist ein Wein, was meinst du?“, fragte Vittorio seinen Gast. Jakob nickte zustimmend.

„Als Caterina de Medici von Florenz nach Paris übersiedelte, hat sie die Kunst der hohen Genüsse dorthin gebracht. Die Haute Cuisine der Franzosen ist im Grunde genommen nichts anderes als die Florentiner Küche. Der Weinbau in Frankreich musste sich jener Verfeinerung der Bedürfnisse anpassen und bekam im Grunde genommen sein heutiges Niveau erst dadurch. Der italienische Wein hingegen war bereits in der Renaissance voll ausgebaut.“

„Bist du aus Florenz?“, wollte Jakob wissen.

„Nicht direkt. Ich stamme aus Greve in Chianti. Das liegt nicht weit weg von dort, in Richtung Siena. In dieser wunderbaren Stadt betreibe ich eine Pension und habe